

4. Aus dem kirchlichen Leben unsrer Tage.

129. Wie ich Missionar wurde.

1. Wie klopfte mir das Herz, als der Pastor meines Heimatdorfes zu mir sagte: „Die Sache ist abgemacht; von Berlin ist Antwort gekommen, du sollst ins Missionshaus aufgenommen werden. Mach dich fertig und reise in Gottes Namen!“ Ich hatte die Stimme nicht zum Schweigen bringen können, die in mir, seitdem ich die Missionsstunden besuchte, immer lauter rief: „Du mußt Missionar werden!“ Ich hatte das Gelübde getan, meiner Eltern Stütze und Trost im Alter zu werden; denn ich war der einzige Sohn, und ich wollte darum diese Stimme gewaltsam unterdrücken. Aber ich war wie ein Mensch, der sich aufs äußerste anstrengt, gegen den Strom zu schwimmen, und doch der größeren Gewalt endlich nachgeben muß. Zitternd und zagend stand ich eines Abends da in der Studierstube meines Pastors, der mich eingesegnet hatte. Der hörte mich freundlich an und riet mir, die Einwilligung meiner Eltern vor allen Dingen einzuholen. Ich kann nicht ohne Tränen an die Worte denken, die mein alter frommer Vater sprach nach langem Schweigen, als ich ihm den Wunsch meines Lebens vortrug: „Geh hin, mein Sohn! Der Herr lasse dich armes Reis grünen, blühen und viele Früchte tragen!“

2. Wie ein Lauffeuer verbreitete sich die Nachricht durch das Dorf und die Nachbarschaft: Albrechts Willy geht unter die Heiden! Von dem Abschiede von meinen Eltern will ich schweigen. Bald war ich auf unsrer kleinen Bahnstation, und in wenigen Stunden gelangte ich nach Berlin. Zwei Missionszöglinge empfingen mich auf dem Bahnhof Alexanderplatz. Ein weißes Blättchen Papier hatte ich, wie brieflich verabredet, vorn an meinen Hut gesteckt, damit sie mich aus dem Menschengewühl herausfänden. Bald standen wir vor dem Missionshaus an der Ecke der Friedens- und Georgenkirchstraße. Unendlich